

George-Jahrbuch 12  
(2018/2019)



# George-Jahrbuch

Band 12 (2018/2019)

Im Auftrag der  
Stefan-George-Gesellschaft

herausgegeben von  
Wolfgang Braungart und Ute Oelmann

De Gruyter

*Redaktionelle Mitarbeit:  
Patricia Bollschweiler, Anna Lenz*

Das George-Jahrbuch erscheint im Abstand von jeweils zwei Jahren. Es veröffentlicht Originalbeiträge in deutscher, in Ausnahmefällen auch in englischer und französischer Sprache. Ein Merkblatt zur Manuskriptgestaltung kann bei den Herausgebern angefordert werden. Die Beiträger werden gebeten, ihre Manuskripte inklusive Datenträger satzfertig an die Herausgeber einzusenden und Änderungen in den Korrekturfahnen nach Möglichkeit zu vermeiden, da der Verlag die durch die Autorkorrekturen verursachten Mehrkosten nur im beschränkten Maß trägt. Honorare können nicht gezahlt werden. Beiträger erhalten 20 Sonderdrucke ihres Beitrags und ein Exemplar des Jahrbuchs.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Haftung übernommen. Für die hier veröffentlichten Aufsätze hat § 4 UrhRG Gültigkeit. Rezensionsexemplare werden an die Herausgeber erbeten.

ISBN 978-3-11-057943-7  
ISBN (PDF) 978-3-11-058546-9  
ISBN (EPUB) 978-3-11-058475-2  
ISSN 1430-2519

*Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek*

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

© 2018 Walter de Gruyter GmbH, Berlin/Boston  
Satz: Dörlemann Satz, Lemförde  
Druck: Hubert & Co. GmbH & Co. KG, Göttingen  
⊗ Gedruckt auf säurefreiem Papier

# Inhalt

Vorwort . . . . .	IX
-------------------	----

## AUFSÄTZE

*Renate Stauf*

„Ich gehe immer und immer an den äussersten rändern“. Stefan Georges Briefkommunikation . . . . .	1
--	---

*Birgit Wägenbaur*

„Wie lang es dauert den Deutschen ein wenig geschmack beizubringen“. Stefan George und Karl Wolfskehl im Spiegel ihrer Briefe . . . . .	29
---	----

*Joachim Jacob*

Freundschaft nebst Briefen und Bildern – Carl August Klein, „Die Sendung Stefan Georges“, und Sabine Lepsius, „Stefan George. Geschichte einer Freundschaft“ (1935) . . . . .	41
---	----

*Helmuth Mojem/Gunilla Eschenbach*

Gefährliche Liebschaft. Friedrich Gundolf und Elisabeth Salomon in ihren Briefen . . . . .	65
---	----

*Janus Gudian*

Kantorowicz im Kaleidoskop seiner Korrespondenz . . . . .	79
---	----

*Dieter Burdorf*

Lyrische Korrespondenzen. Überlegungen zum Verhältnis von Brief und Gedicht in der Literatur der Moderne . . . . .	99
---	----

*Alessandra D’Atena*

„A Youth Sang to Me on Evening and Autumn“/„Ein Knabe der mir von Herbst und Abend sang“: Stefan Georges an Cyril Meir Scott gewidmeter englisch-deutscher Gedichtzyklus . . . . .	125
--	-----

*Rainer Bayreuther*

Theologie und Politik der Maximinreligion . . . . . 149

*Nicolas Detering*

Satansbraten. Stefan George in Rainer Werner Fassbinders  
einziger Komödie (1976) . . . . . 179

## REZENSIONEN

Maik Bozza: Genealogie des Anfangs. Stefan Georges  
poetologischer Selbstentwurf um 1890  
(*Jürgen Brokoff*) . . . . . 213

„Von Menschen und Mächten.“ Stefan George – Karl und Hanna  
Wolfskehl. Der Briefwechsel 1892–1933.  
Hg. von Birgit Wägenbaur und Ute Oelmann im Auftrag der  
Stefan George Stiftung  
(*Waldemar Fromm*) . . . . . 217

Bruno Pieger / Bertram Schefold: „Kreis aus Kreisen“  
Der George-Kreis im Kontext Deutscher und Europäischer  
Gemeinschaftsbildung  
(*Kay Wolfinger*) . . . . . 224

Simon Reiser: Totengedächtnis in den Kreisen um Stefan George.  
Formen und Funktionen eines ästhetischen Rituals  
(*Wolfgang Braungart*) . . . . . 226

Mario Zanucchi: Transfer und Modifikation.  
Die französischen Symbolisten in der deutschsprachigen Lyrik  
der Moderne (1890–1925)  
(*Cornelia Ortlieb*) . . . . . 228

Philipp Heitmann: Intertextualität als Weltanschauung und  
Ästhetik des Epigonalen. Das Instrumentalwerk Conrad Ansores  
(*Anna Lenz*) . . . . . 233

Jens Schnitker: Ästhetizismus und Geschichtsphilosophie. Zum Zusammenhang von <i>Décadence</i> und <i>Décadence</i> in der gegen- naturalistischen Literatur des ausgehenden 19. Jahrhunderts ( <i>Gabriele von Bassermann-Jordan</i> ) . . . . .	236
Eckard Conze/Wencke Meteling/Jörg Schuster/ Jochen Strobel (Hg.): Aristokratismus und Moderne. Adel als Politisches und Kulturelles Konzept. 1890–1945 ( <i>Wolfgang Braungart</i> ) . . . . .	239
Olivier Agard/Barbara Beßlich (Hg.): Kulturkritik zwischen Deutschland und Frankreich (1890–1933) ( <i>Boris Gibhardt</i> ) . . . . .	241
Dieter Burdorf/Thorsten Valk (Hg.): Rudolf Borchardt und die Klassik ( <i>Gabriele von Bassermann-Jordan</i> ) . . . . .	245
Philipp Redl: Dichtergermanisten der Moderne. Ernst Stadler, Friedrich Gundolf und Philipp Witkop zwischen Poesie und Wissenschaft ( <i>Holger Dainat</i> ) . . . . .	249
Christian Benne/Dieter Burdorf (Hg.): Rudolf Borchardt und Friedrich Nietzsche. Schreiben und Denken im Zeichen der Philologie ( <i>Friederike Reents</i> ) . . . . .	253
AUS DER STEFAN-GEORGE-GESELLSCHAFT	
<i>Gabriele von Bassermann-Jordan</i> Nachrichten . . . . .	257
<i>Wolfgang Braungart</i> Nachruf auf Dr. Siegfried Grimm . . . . .	261
Stefan-George-Gesellschaft e.V. Bingen . . . . .	263
Anschriften der Beiträger . . . . .	266



## Vorwort

Das Jahrbuch 12 dokumentiert die Beiträge zur Jahrestagung der Stefan-George-Gesellschaft, die im November 2015 in Bingen stattgefunden und sich mit der Briefkommunikation im George-Kreis befasst hat. In den letzten Jahrzehnten sind weitere Nachlässe in das George Archiv in Stuttgart und das Deutsche Literaturarchiv Marbach gelangt; nach und nach werden die Briefwechsel editorisch zugänglich gemacht. Es war deshalb an der Zeit, die Briefkommunikation selbst einmal zu thematisieren. Darüber hinaus bringen wir drei Beiträge zur poetischen Bedeutung der Begegnung Georges mit Cyril Meir Scott (D'Atena), noch einmal zur Maximin-Problematik (Bayreuther), gewissermaßen ein Nachtrag zu unserer Tagung ‚Stefan George und die Religion‘, die wir in einem eigenen Tagungsband dokumentiert haben (er wurde bereits in Jahrbuch 11 besprochen) und zur nur wenig bekannten George-Rezeption bei Rainer Werner Fassbinder (Detering). Der Rezensionsteil zeigt die Breite der George-Forschung; wir stellen, wie gewohnt, auch Publikationen vor, die für die Kontextualisierung Georges wichtig sind.

Dies ist das letzte Jahrbuch unter unserer Herausgeberschaft. Vor gut 25 Jahren haben wir die Idee zu diesem Jahrbuch entwickelt und dann das Unternehmen gewagt. Ziel war es, wie wir damals im Vorwort zum ersten Band schrieben, „ein offenes, der sachlichen Diskussion verpflichtetes Organ der George-Forschung“ zu schaffen. Es ist nicht an uns zu entscheiden, ob uns das gelungen ist. Wünschen möchten wir uns in jedem Fall, dass diese Devise auch in Zukunft gilt. Unser schönster Band war vielleicht der Jubiläumsband 10, der zeigt, wie lebhaft die Lyrik der Gegenwart Georges Dichtung zur Kenntnis nimmt.

Nun ist es aber Zeit, dass andere Herausgeber an unsere Stelle treten. Wir danken allen, die uns in den vielen Jahren gemeinsamer Arbeit unterstützt haben, den Beiträgern und den Bielefelder Mitarbeitern (bei diesem Jahrbuch wieder Patricia Bollschweiler und Anna Lenz). Unseren Nachfolgern wünschen wir Freude an ihrer Herausgeber-Arbeit. Dem Jahrbuch wünschen wir, dass es eine gute, lange Zukunft haben und viele neugierige und aufgeschlossene Leser finden möge.

Wolfgang Braungart  
Ute Oelmann



## AUFSÄTZE

*Renate Stauf*

### „Ich gehe immer und immer an den äussersten rändern“. Stefan Georges Briefkommunikation

#### I.

Stefan George schätzte das Briefeschreiben nicht. Zur Abwehr der von ihm so benannten ‚Briefduselei‘ hatte er schnell ein Bonmot auf der Zunge.<sup>1</sup> Über Briefe, „in denen Freunde ihre Gedanken äussern über ein gestern gelesenes Buch oder ihre Empfindung beim vorgestrigen Sonnenuntergang“, mokierte er sich. Das komme ihm vor wie „Quacksalber, die schwierige Operationen und Heilungen verheissen mit dem Vermerk: auch brieflich“.<sup>2</sup> Briefe von Unbekannten pflegte der Meister nicht zu beantworten. Seine eigenen Briefe an Freunde und Bekannte gab er nicht selten bei seinen Jüngern in Auftrag. Am liebsten wollte George alle von ihm verschickten und empfangenen Briefe nach seinem Tode vernichtet wissen.<sup>3</sup>

Diese so nachdrücklich ausgestellte Brief-Aversion ist womöglich nicht ohne Einfluss auf die Forschung geblieben, die sich der Korrespondenzen des George-Kreises bisher eher zögernd angenommen hat. Abgesehen von Vorworten und Erläuterungen zu einzelnen Briefwechseln gibt es kaum wissenschaftliche Literatur über George als Briefschreiber. Auch eine Gesamtausgabe seiner Briefe existiert bisher nicht. Zu den Pionierleistungen auf dem Weg zu einer Erschließung des umfangreichen Korrespondenznetzes zählt der jüngst von Birgit Wägen-

---

<sup>1</sup> Karlhans Kluncker: Karl Wolfskehl als Briefschreiber. In: Paul Gerhard Klussmann/Jörg Ulrich Fechner/Karlhans Kluncker (Hg.): Karl Wolfskehl Kolloquium. Vorträge – Berichte – Dokumente, Amsterdam 1983, S. 177–186, hier S. 186.

<sup>2</sup> Edith Landmann: Gespräche mit Stefan George. Düsseldorf 1965, S. 141. Zitiert nach: Martina King: Pilger und Prophet. Heilige Autorschaft bei Rainer Maria Rilke, Göttingen 2009 (= Palestra. Untersuchungen zur europäischen Literatur), S. 101.

<sup>3</sup> Vgl. ebd., S. 102.

baur und Ute Oelmann edierte Briefwechsel zwischen Stefan George, Karl Wolfskehl und dessen Frau Hanna.<sup>4</sup> Die Kritik lässt dieser Ausgabe viel Lob zuteil werden, hält aber an der Vorstellung fest, dass Georges Briefkunst bloss bleibe, während die seiner Briefpartner glänze.<sup>5</sup> Lorenz Jäger zeigt sich von „manche[n] besonderen Stil-Rosinen“ überrascht, die nicht ganz ins Stimmenkonzert des in dieser Korrespondenz angeschlagenen Tons passen.<sup>6</sup> So zum Beispiel von einem humorvollen Schreiben, das damit droht, Wolfskehl künftig alle seine Briefe zurückzusenden. Vorbildlich in Schönschrift abgefasst und auf großformatigem Doppelblatt geschrieben, wird hier im Namen einer „Gesellschaft der Berliner Empfänger Wolfskehlscher Briefe“ und in Form eines von George mit unterzeichneten Beschlusses verkündet, man sehe sich zu dieser Androhung gezwungen: „in anbetracht des umstandes, dass es auf keinem gütlichen und friedlichen weg zu erreichen war, dass Karl Wolfskehl an seine freunde leserliche briefe schreibe, – des umstandes, dass durch die schlechte schrift die äusserste nervosität bei den neugierigen empfängern hervorgerufen wurde, und die kostbarsten stunden in unfruchtbarer abmühung vergeudet wurden, – des umstandes, dass grosse litterarische schätze aus ebendemselben grunde für immer brach liegen, – [...]“.<sup>7</sup> Man verspricht, dem gemäßregelten Schreibsünder großformatiges Briefpapier „in hunderten von bogen zu schenken“, und erklärt förmlich, die Verwarnung richte sich nur gegen den „schreibenden“ nicht gegen den „persönlichen“ Wolfskehl.<sup>8</sup>

---

<sup>4</sup> Vgl. Birgit Wägenbaur/Ute Oelmann (Hg.): Von Menschen und Mächten. Stefan George – Karl und Hanna Wolfskehl. Der Briefwechsel 1892–1953, München 2015. Mit Spannung erwartet wird ein ungehobener Schatz von ca. 200 Briefen Georges an Ernst Morwitz, die in der Public Library von New York liegen. Vgl. Eckhart Grünwald: Wie der Meister nach New York kam. FAZ. Bilder und Zeiten. 03.06.2013. In: <http://www.faz.net/aktuell/feuilleton/bilder-und-zeiten/stefangeorges-briefe-wie-der-meister-nach-new-york-kam-12207020.html> (eingesehen am 17. März 2016).

<sup>5</sup> Vgl. Jens Malte Fischer: Der spröde Weihenstefan. In: Süddeutsche Zeitung. Nr. 248. Mittwoch, 28. Oktober 2015, S. 15.

<sup>6</sup> Vgl. Lorenz Jäger: Das Mysterium im Sonderdruck. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung. Nr. 235. Samstag, 10. Oktober 2015, S. L6.

<sup>7</sup> Brief vom 18. November 1903. In: Wägenbaur/Oelmann, Von Menschen und Mächten (Anm. 4), S. 512.

<sup>8</sup> Ebd., S. 513.

Briefe wie dieser bezeugen, dass nicht die gesamte Korrespondenz des George-Kreises von der „feierlichen, steifen und steilen Tonlage der Meister-Verehrung“ bestimmt wird.<sup>9</sup> Deutlich wird hier auch, wie falsch es generell ist, einen Brief allein auf seine inhaltliche Mitteilungsfunktion zu reduzieren. Eine unleserliche Schrift kann als provokant empfunden werden, unabhängig vom Inhalt des Mitgeteilten. Dass Wolfskehl sich als Jünger des George-Kreises weigerte, an seiner Handschrift jemals etwas zu verbessern oder gar in seinen Briefen in der Kreis-Kommunikation die StG-Schrift zu verwenden, ist ein bezeichnender Akt von Distanznahme, den eine neue Sicht auf den Brief als Objektträger in den Blick zu bringen vermag. Das Ausmaß, die Vielfalt und die ästhetische Reichweite, die dem Brief aufgrund der für ihn geltenden Gattungslizenzen möglich sind, finden neuerdings in der Schreibforschung zunehmend Beachtung.<sup>10</sup> Nicht allein durch die Zeichen der Handschrift auf dem Papier wird im Brief eine Schreibszenen aufgerufen, die zu einem Überschuss des Mitgeteilten beiträgt.<sup>11</sup> Als materialer Raum ist der gesamte Schreibraum in Form einer physisch gegenwärtigen Schreib- und Lesefläche präsent, deren Mitteilungsfunktion über die decodierbaren Schriftzüge weit hinausgeht. Beilagen

---

<sup>9</sup> Jäger, *Das Mysterium* (Anm. 6), S. L6.

<sup>10</sup> Andrea Hübener zeigt am Briefwechsel zwischen Lucie und Hermann von Pückler-Muskau beispielhaft die epistolare Dramaturgie auf, die durch eine neue Aufmerksamkeit auf die Handschriften des Briefwechsels und die damit verknüpften Kontexte plötzlich sichtbar wird. Vgl. dies.: „Mondschein“ – „Wolken“ – „Ende“. Zur Inszenierung von Briefereignissen und deren Materialität in der Korrespondenz zwischen Lucie und Hermann von Pückler-Muskau. In: Jana Kittelmann (Hg.): *Briefnetzwerke um Hermann von Pückler-Muskau*, Dresden 2015, S. 61–79. Zur Schreibforschung vgl. die grundsätzlichen Arbeiten von Martin Stingelin/Davide Giuriato/Sandro Zanetti (Hg.): „Mir ekelt vor diesem tintenklecksenden Säkulum“. Schreibszenen im Zeitalter der Manuskripte, München 2004; dies. (Hg.): „Schreiben heißt sich selber lesen“. Schreibszenen als Selbstlektüren, München 2008; Vilém Flusser: „Die Geste des Schreibens“. In: Ders.: *Gesten. Versuch einer Phänomenologie*, Düsseldorf 1991, S. 39–49.

<sup>11</sup> Vgl. Rüdiger Campe: *Die Schreibszenen, Schreiben*. In: Hans Ulrich Gumbrecht/K. Ludwig Pfeiffer (Hg.): *Paradoxien, Dissonanzen, Zusammenbrüche. Situationen offener Epistemologie*, Frankfurt a. M. 1991, S. 759–772. Vgl. dazu auch: Jochen Strobel: *Zur Ökonomie des Briefs und ihren materialen Spuren*. In: Martin Schubert (Hg.): *Materialität in der Editionswissenschaft*, Berlin, New York 2010, S. 65–77.

und Beigaben, typographische Besonderheiten, Platzierungen von Anrede und Unterschrift, die Wahl des Papiers und der Tinte, graphische Gestaltungen, Briefköpfe, Siegel, die Gestaltung von Adresse und Absender etc. bieten vielfältige Möglichkeiten, die Botschaft des Briefs semantisch aufzuladen. Wie wichtig es für das Verständnis von Georges Briefen ist, diesem Schreibraum Beachtung zu schenken, soll im Folgenden aufgezeigt werden. Es gibt in Georges oftmals kargen Mitteilungen einen hermeneutischen Überschuss, der sich einem Verständnis des Ästhetischen erschließt, das das intrikate Verhältnis von Schreiben und Leben berücksichtigt, ohne beide Bereiche strikt voneinander abzugrenzen oder in einer Synthese aufzulösen. Maßgeblich werden dabei Aspekte wie der Zwiespalt von Schreiben und Nicht-Schreiben, die Handschrift und ihre Zeichenhaftigkeit, das Authentische als Effekt und als Inszenierung. Es lohnt sich, Georges Briefschrift solcherart auf ihre eigene Leistung hin zu untersuchen, nicht allein seinen Briefgesprächen, sondern auch seinen Briefen selbst, als Übermittlungs- und Bedeutungsträger, Beachtung zukommen zu lassen.

Briefe gelten gemeinhin als ein Medium, um mit einem abwesenden Gegenüber in zeitlicher und räumlicher Entfernung ein dem Grad der Verbundenheit entsprechendes Gespräch zu führen oder fortzusetzen. Seit die Brieftheorie Gellerts die Rhetorikregeln der älteren Brieflehren außer Kraft gesetzt hat – also etwa seit der Mitte des 18. Jahrhunderts – wird von der Briefsprache generell erwartet, dass sie sich an einem natürlichen, spontanen, alltäglichen Sprechen orientiert. Auf Gellerts Neubegründung der Briefsprache geht auch die Vorstellung zurück, dass Briefe auf besondere Weise Empfindungskräfte in uns zu wecken vermögen, und dass dem Schreiben von Briefen eine identitätssteigernde Kraft innewohnt. In keinem anderen Medium – ausgenommen vielleicht dem Tagebuch – scheint der Schreibende näher bei sich selbst zu sein. Die weit verbreitete Annahme, dass Briefe vom Persönlichsten ihres Verfassers zeugen, lässt sich auch daran beobachten, wie selbstverständlich sie in der Forschung als autobiographische Quellen par excellence gelten. Die trügerische Erwartungshaltung, dass man hier der Wahrheit über eine Person unmittelbarer als in anderen Textzeugnissen auf die Spur komme, ist noch immer groß. Während einem literarischen Text ohne weiteres zugebilligt wird, dass er als sprachliches Kunstwerk nur mittelbar von einem Autor-Ich zeugt, erfolgt der autobiographische Rückschluss auf die Anwesenheit eines authentischen Ich

im Brief oft unhinterfragt. Das hat zur Folge, dass sich dort, wo Inszenierungsgesten des Ich nicht zu übersehen sind, leicht Misstrauen einstellt oder gar der Betrugsverdacht ausgesprochen wird.

Im Fall Georges liegt die Vermutung nahe, dass seine Zurückweisung solcher Verknüpfungen des Briefs mit dem Aufrichtigen und dem Authentischen seinen eigenwilligen Briefstil mitbestimmt hat. Wer Georges Briefe unter der Voraussetzung zur Hand nimmt, hier einem persönlichen Ich unvermittelt zu begegnen und Einblicke in innerste Gedanken und Seelenregungen zu erhalten, kann nur enttäuscht werden. Unabhängig von der Wandlung von Briefstil und Handschrift fallen seine Briefe inhaltlich durch ihren geringen Umfang, ihre knappe Sachlichkeit und ihre Abwehr des allzu Privaten und allzu Persönlichen auf. Das gilt insbesondere für den Briefwechsel in der Kreis-Kommunikation. Keine üppige Metaphorik lädt hier zur Ausdeutung ein. Oftmals steht Geschäftliches im Zentrum, wird Lob oder Tadel ausgesprochen, werden Verhaltensanweisungen gegeben oder Termine vereinbart. Es finden sich kaum Anspielungen auf das eigene Befinden, keine Mitteilungen von Ideen und Überzeugungen, keine Abbildungen von Alltäglichkeit. Gesellschaftliches oder Politisches kommt nicht vor. Wie sich Urbanisierung und Industrialisierung, die Steigerung der Mobilität und die Beschleunigung auf das Individuum und die Gesellschaft der Zeit auswirken, lässt sich aus Georges Briefen nicht erschließen. Auch der beliebte Ansatz, den Brief der Jahrhundertwende als Spiegel von Krisensymptomen zu verstehen, greift hier nicht.<sup>12</sup>

Dass dies alles kein Zufall ist, liegt auf der Hand. Auch Georges Briefe entstehen nicht in einem gesellschaftlichen Vakuum. Umso bemerkenswerter ist es, dass er – spätestens seit der Konstituierung seines Kreises – jede nur denkbare Anstrengung unternimmt, um ein solches Vakuum schreibend zu erzeugen. Inszenierungen spielen dabei eine he-

---

<sup>12</sup> Dass dieser Ansatz auch in anderen Zusammenhängen nicht so tragfähig ist, wie bisher angenommen, hat Jörg Schusters erhellende Untersuchung zur ‚Kulturpoetik des Briefs‘ neuerdings nachdrücklich in den Blick gerückt. Demzufolge ist die Briefkultur um 1900 in Wirklichkeit weit davon entfernt, Ausdruck einer Subjekt- und Sprachkrise zu sein. Am Briefwechsel zwischen George und Hofmannsthal macht Schuster Inszenierungspotentiale kenntlich, die aus der spezifischen Medialität des Briefs resultieren. Vgl. Jörg Schuster: „Kunstleben“. Zur Kulturpoetik des Briefs um 1900 – Korrespondenzen Hugo von Hofmannsthal und Rainer Maria Rilkes, Paderborn 2014, S. 21.

rausragende Rolle, wobei es einige Besonderheiten zu beachten gilt. Der Briefraum des George-Kreises ist hierarchisch strukturiert und hoch ritualisiert.<sup>15</sup> Georges lakonisch knapper Briefstil bildet in diesem kollektiven Kommunikationsraum einen harten Kontrast zu der emotional aufgeladenen Unterwerfungsrhetorik seiner Anhänger. „D.M. hat Ihren brief erhalten · sagt Ihnen schönen dank dafür und wünscht Ihnen weiter gutes Ergehen. Weitere nachrichten erreichen d.M. in Darmstadt.“ – lautet beispielsweise eine Notiz aus dem Jahr 1918, die George seinem Jünger Friedrich Wolters zukommen lässt.<sup>14</sup> Und diese Bestellung aus zweiter Hand ist Georges Antwort auf einen langen Feldpostbrief voller Ergebenheitsbezeugungen, dem drei unbeantwortet gebliebene Briefe vorausgingen. Als Wolters im September an George mit den Worten „HERR und MEISTER, ich hob EUCH diesen kelch · Ich bitte nehmt ihn an“, ein Gedicht schickt und abschließend versichert: „HERR und MEISTER, ich bin EUCH in tiefer Ehrerbietung ergeben“,<sup>15</sup> fällt die Antwort des Umworbenen so frostig aus, dass es fast unmöglich erscheint, ihr keine kränkende Absicht zu unterstellen:

Ihr neues widmungsgedicht mahnt mich dass ich Ihnen noch für Ihre minnelieder zu danken habe [...]. Ich lobe Ihren versuch die zarte schwächigkeit dieser sänge in die heutige sprache zu übertragen. Es ist da viel schönes zu retten. Aber bei den Unseren noch mehr als bei den Provençalern verliert sich das meiste in allgemeinheiten und herkömmlichen wendungen. Für uns ist diese ganze kunstübung etwas flau.<sup>16</sup>

---

<sup>15</sup> Vgl. dazu den grundlegenden Aufsatz von Wolfgang Braungart/Christian Oestersandfort/Franziska Walter/Jan Andres: Platonisierende Eroskonzeption und Homoerotik in Briefen und Gedichten des George-Kreises (Maximilian Kronberger, Friedrich Gundolf, Max Kommerell, Ernst Glöckner). In: Verf./Annette Simonis/Jörg Paulus (Hg.): Der Liebesbrief. Schriftkultur und Medienwechsel vom 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart, Berlin 2008, S. 225–270.

<sup>14</sup> Berthold Vallentin an Friedrich Wolters. Postkarte Maulbronn 25.06.1918. In: Stefan George/Friedrich Wolters: Briefwechsel 1904–1950. Mit einer Einleitung hg. von Michael Philipp, Amsterdam 1998, S. 143.

<sup>15</sup> Ebd., S. 65f.

<sup>16</sup> Brief vom 19. September 1906. In: Ebd., S. 66f. Vgl. zur erstaunlichen Reserviertheit Georges gegenüber Wolters auch die Rezension von Kai Köhler: Herrschaft und Dienst. Der Briefwechsel zwischen Stefan George und Friedrich Wolters. In: [http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez\\_id=7592&ausgabe=200411](http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez_id=7592&ausgabe=200411) (eingesehen am 15.05.2016).

Gundolfs briefliche Ergebenheitsbezeugungen klingen ähnlich: „Mein inniggeliebter Meister!“, „teurer grosser goldner Meister“, „[...] – so werde ich Sie immer lieben und nie verlieren können, denn ich kann nicht von mir trennen, was Sie mir gaben.“ Auch diesem Lieblingsjünger gegenüber schlägt George manchmal einen lieblosen, harte Zurechtweisungen nicht scheuenden Ton an – und dies schon in der Phase als die Freundschaft durch Gundolfs Liebe zu seiner späteren Frau noch keine Trübung erfahren hat: „[...] auch musst Du mich mit schülerhaften entschuldigungen verschonen die mich zu lautem lachen reizen und dich in meiner achtung nicht erhöhen“, lässt er ihn einmal wissen.<sup>17</sup> Das wirkt auf den heutigen Leser befremdend. Die Anerkennung von Georges Herrschaft und die Befolgung seiner Regeln ist indes in der Konstellation von Gefolgschaft und Jüngertum ein wichtiges Unterscheidungsmerkmal für die Zugehörigkeit zum Kreis.

Gertrud Kantorowicz, eine der wenigen Frauen, mit denen George eng befreundet war, gebraucht in ihrem Werk ‚Vom Wesen der griechischen Kunst‘ die Wendung vom „eingefügten Ich“, die meines Erachtens die innere Konstitution des George-Kreises treffend umschreibt. Der Begriff bezieht sich idealtypisch auf eine antike Einheit von Ich und Welt, der die Leiblichkeit als Ausgangspunkt zugrunde liegt. Das Gesetz des Leibes bedinge eine Bewegung, die so gut Öffnung wie Grenze sei, daher münde die leiblich bedingte „Eigengesetzlichkeit des Menschen“ in seinem Dasein als eingefügtes Ich. An der griechischen Gruppenplastik zeigt Kantorowicz, dass diese Einfügung in die Gruppe niemals Einschränkung, sondern eher Entfaltung des Einzelnen bedeutet. Mit ihren Worten wird „die Einfügung des Ich zur Darbringung der Person, die sich selber empfängt, indem sie sich dem anderen zu eigen gibt.“

---

<sup>17</sup> Briefe Gundolfs vom 12.04.1900 und vom 17.06.1902, Brief Georges vom 02. oder 05.07.1900. In: Stefan George / Friedrich Gundolf: Briefwechsel. Hg. von Robert Boehringer mit Georg Peter Landmann, München – Düsseldorf 1962, S. 51, 115 u. 57. Allerdings bilden Georges Briefe an Gundolf – ähnlich wie die an Max Kommerell – insofern eine Ausnahme, als George in ihnen hin und wieder einen vertraulichen Ton anschlägt, den er sonst kaum zulässt und sogar manchmal Kosenamen gebraucht. Vgl. Braungart / Oestersandfort et al.: Platonisierende Eroskonzeption (Anm. 13), S. 248–262, hier S. 258.

[...] – es ist das Sein des Geweihten, das hier Bild wird. Denn Weihe ist jene Begnadung, die im Wesen eines Menschen selbst ruht, und die er dennoch niemals durch sich selbst, sondern erst von einem Größeren empfangen kann. [...] Nur, daß Unterwerfung hier nicht Erniedrigung bedeutet, sondern Darbringung.<sup>18</sup>

Damit ist jene Abgrenzung vom modernen Subjekt und (Selbst-)Bewusstsein benannt, von der die Briefkommunikation im George-Kreis zutiefst bestimmt wird. Insbesondere an der Eroskonzeption in Briefen und Gedichten zeigt sich, dass die Korrespondenzen des Kreises sich gewissermaßen immer unter Aufsicht vollziehen: „Man spürt förmlich, wie George auf die zur Intimität drängenden Briefe der Jünger bewusst kontrolliert agiert. Er will den erotischen Antrieb nicht unterdrücken, aber pädagogisch und sozial modellieren.“<sup>19</sup> Diese Absicht einer strengen, sozialen und geistigen, idealistisch gegen den Zeitgeist gerichteten Zucht durch den einzig berufenen Mund des Dichters kann man mit guten Gründen als etwas Neues in der Briefsprache des 19. Jahrhunderts geltend machen. Martina King hat zweifellos Recht, wenn sie Georges Briefstil als Teil der Eigenlogik einer selbst geschaffenen Aura begreift, die verfügt, dass alles Private in Sentenzen gegossen wird und Typisierung auf allen Ebenen stattfindet. Nicht folgen möchte ich indes ihrer These, dass dies unweigerlich mit dem „Verzicht auf Authentizität und Privatheit“ einhergehe.<sup>20</sup> Um diesen Fehlschluss zu vermeiden, ist es wichtig, Georges Handschrift auch im Medium des Briefs in ihrer Bedeutsamkeit für das Mitgeteilte zu erfassen. Als Schreibstrategie hat diese Handschrift Teil an einer Rhetorik der Selbstinszenierung, die das Individuelle nicht auslöscht, sondern zwischen Authentizität und Performanz in der Schwebelage hält. Als Schrift stellt sie allein über die visuelle Wahrnehmung des Schrift-Bildes die Zugehörigkeit zum Kreis der Erlesenen her oder eröffnet in der Abweichung davon Möglichkeiten

---

<sup>18</sup> Gertrud Kantorowicz: *Vom Wesen der griechischen Kunst*. Hg. und mit einem Nachwort versehen von Michael Landmann, Heidelberg – Darmstadt 1961, S. 29 u. 31. Vgl. dazu auch: Jürgen Egyptien: Schwester, Huldin, Ritterin. Ida Coblenz, Gertrud Kantorowicz und Edith Landmann – Jüdische Frauen im Dienste Stefan Georges. In: Andrea M. Lauritsch (Hg.): *Zions Töchter. Jüdische Frauen in Literatur, Kunst und Politik*, Wien 2006, S. 149–185, hier S. 166.

<sup>19</sup> Braungart/Oestersandfort et al., *Platonisierende Eroskonzeption* (Anm. 13), S. 227.

<sup>20</sup> Vgl. King, *Pilger und Prophet* (Anm. 2), S. 107.

einer Distanzierung und Verweigerung. Stefan Kurz weist in seiner erhellenden Untersuchung zu Georges Umgang mit der Schrift nach, dass die Handschrift Georges kein gleichbleibendes Phänomen ist. Nicht nur, dass er zur selben Zeit mehrere verschiedene Handschriften verwendet: immer wieder wechselt er seinen „Schreibstil und sein Stil-Schreiben“.<sup>21</sup>

Georges handgeschriebene ‚Stilschrift‘ liegt erstmals in der Reinschrift des ‚Jahrs der Seele‘ vor, zu Beginn des Jahres 1897,<sup>22</sup> und findet seitdem auch in Briefen zunehmend Verwendung. Wie entscheidend sich der Wechsel von der lateinischen Kurrent zur unverbundenen Handschrift auf Georges Briefkommunikation auswirkt, zeigt sich im Vergleich. Noch durchgehend in lateinischer Kurrent geschrieben, verfolgen die frühen Briefe andere epistolare Strategien der Herrschaftssicherung und Herrschaftsausübung als die späteren. So etwa der berühmte Bekenntnis-Brief Georges an Hofmannsthal vom 10. Januar 1892; Schuster zufolge ein rhetorisches Meisterstück charismatischer Selbstinszenierung und verdeckter Machtausübung.<sup>23</sup> Die esoterische Briefsprache Georges bewegt sich hier kreisförmig zwischen leidenschaftlichem Geständnis und beredtem Verschweigen und kontrastiert affektiv hoch aufgeladene Redeformen mit solchen der bewussten Affektdämpfung. So mündet das Geständnis tiefer geistiger Verbundenheit, kaum dass es mit den in der Handschrift deutlich abgesetzten Ausrufen „Und endlich! wie? ja? ein hoffen – ein ahnen – ein zucken – ein schwanken – o mein zwillingsbruder –“ seinen Höhepunkt erreicht hat, in eine *conclusio*, in der die Gewalt der Ekstase durch das Pathos der Distanz ersetzt wird:<sup>24</sup>

ich suche zu verbeissen und ich schmähe mich dass ich redete · denn weshalb?  
etwa die gemeine beruhigung nachdem man klirrende rasselnde sachen als gläser  
fenster vasen zerschlagen hat und deshalb will ich dass Sie mir das blatt zu-  
rückgeben oder es sofort vernichten (mit jenen versen von damals) Schweigen  
Sie. Sie sind der einzige der von mir solche bekenntnisse vernahm. [vgl. Abb. 1]

---

<sup>21</sup> Stephan Kurz: Der Teppich der Schrift. Typografie bei Stefan George, Frankfurt a. M. – Basel 2007, S. 62.

<sup>22</sup> Für diesen Hinweis danke ich Maik Bozza vom George Archiv in der Württembergischen Landesbibliothek Stuttgart.

<sup>23</sup> Vgl. Schuster, „Kunstleben“ (Anm. 12), S. 48–55.

<sup>24</sup> Vgl. ebd., S. 50.

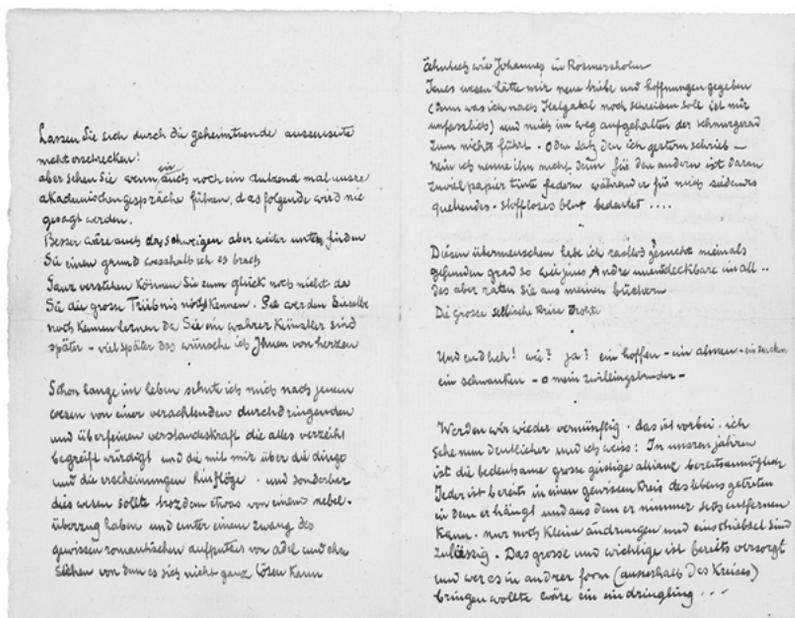
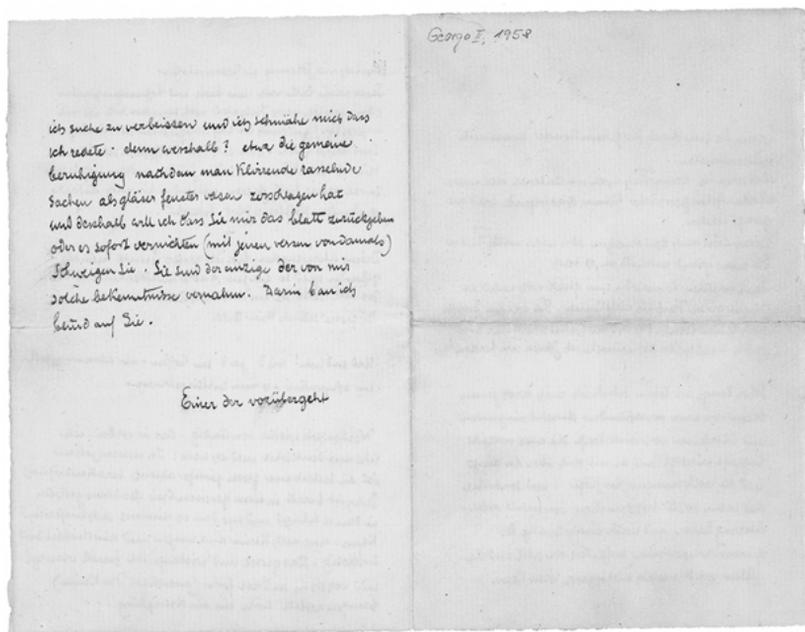


Abb. 1: Stefan George an Hugo von Hofmannsthal, 10.01.1892  
(StGA: George II, 1958)<sup>25</sup>

Die Handschrift dieses Briefs lässt ihren späteren Wandel zur StG-Schrift noch kaum erahnen. Doch fällt die sorgfältige, an die Setzung von Strophen in einem Gedicht erinnernde Gestaltung der Absätze auf. Die inhaltlich thematisierte Beherrschung und Disziplin, die den erregten, leidenschaftlichen Offenbarungen auf der zweiten Seite des Briefs im selben Atemzug Grenzen setzt, wird durch die Form der Darstellung visuell unterstrichen. Hier präsentiert sich ein Schreibender, dem die Feder kein einziges Mal entglitten zu sein scheint, der nichts durchzustreichen brauchte. Das auf der ersten Seite in Zeile drei nachträglich geschickt eingefügte „wir“ verstärkt noch diesen Eindruck des ‚Verfassens in einem Zug‘, durch den Würde, Bedeutung und Exklusivität der epistolaren Beziehung bekräftigt werden.

<sup>25</sup> Ich danke der Stefan George Stiftung und dem Stefan George Archiv (= StGA) für die Unterstützung bei meinen Recherchen und für die Publikationsgenehmigung der in diesem Beitrag abgedruckten Briefhandschriften.



## II.

Im Briefwechsel mit Ida Coblentz lässt sich an dem eigenwilligen Umgang mit überkommenen Mustern der Briefkultur beobachten, wie bedeutungsvoll das Zusammenspiel von Handschrift und sprachlichem Register schon in der Frühphase von Georges Korrespondenzen ist. Es handelt sich bei Georges in lateinischer Kurrent geschriebenen Briefen an Ida zweifellos um Liebesbriefe, wenn sich auch an keiner Stelle eine direkt ausgesprochene Liebeserklärung findet, es lange Schreibpausen auf beiden Seiten gibt und die Schreibenden das naheliegende Du der Anrede über Jahre hinweg geradezu ängstlich zu meiden suchen. In diesem Fall ist es nicht George, sondern Coblentz, die immer wieder Signale der Distanz und Abgrenzung aussendet. Aus anderen Quellen wissen wir, dass dieser Eindruck, den ihre Briefe an George vermitteln, nicht trügt, dass sie tatsächlich eine unüberwindliche Abneigung gegenüber seiner körperlichen Nähe und Berührung hegte,<sup>26</sup> während sie sich

<sup>26</sup> In einem Brief an Sabine Lepsius bekennt Ida Coblentz im Juli 1935: „Unsere

von seiner geistigen und dichterischen Präsenz zugleich unwiderstehlich angezogen fühlte. Georges literarische Anspielungen und Briefbeilagen in Form von Gedichten und Widmungen konnte sie freilich nicht missverstehen,<sup>27</sup> ebenso wenig wie seine Anknüpfungen an vertraute Muster der Liebesbriefkultur des 18. und 19. Jahrhunderts.<sup>28</sup> Eines davon ist die Klage über ausbleibende Briefe und die Erleichterung, wenn das Lebenszeichen endlich eintrifft.

sehr werte freundin: seit vierzehn <tagen> liegt schon für Sie ein mahnbrief bereit: eine verschwisterte seele meide der andern gegenüber auch den schein einer entfremdung ... [...] – Jedenfalls aber führt man keine so schwere verhängung aus ohne die betroffenen zu verständigen welche zweifel vermutungen grübeleien wie und warum wachsen daraus!

ermahnt George die Freundin in einem seiner Briefe, um dann erleichtert zu bekennen: „das hat nun Ihr brief glücklich beendet.“<sup>29</sup> „Seien Sie doch mit Ihren nachrichten nicht gar so karg : an meinem bruchstückigen briefstil dürfen Sie sich kein beispiel nehmen“, bittet er in einem anderen Brief (vgl. Abb. 2), der dieses „bruchstückige“ mit einer dem Brief als gesondertes Blatt angefügten, launigen Beschreibung des von Ida Dehmel verehrten Fritz Kögel auch optisch demonstriert. Im Vergleich zu dem oben abgebildeten Brief an Hofmannsthal entbehrt die Handschrift dieses Briefes jeglicher Strenge, vermittelt durch die durch-

---

Zusammenkünfte waren für mich etwas durchaus besonderes, aber es graute mir schon stundenlang vorher vor seinem Händedruck. Es war etwas Greisenhaftes in seiner Leiblichkeit [...]. Das hielt ihn mir fern, so nah mir seine Kunst war.“ Und im September 1936 teilt sie derselben mit: „Nicht einmal aus reinsten Opferbereitschaft hätte ich seine Lippen ertragen können. [...] Keinesfalls war da Prüderie ausschlaggebend [...] George war mir gerade da [im Körperlichen] und nur da erschreckend fremd und – verzeihen Sie meine Offenheit – abstoßend.“ Zit. nach Jürgen Viering: „Nicht aus Eitelkeit – der Gesamterscheinung wegen“. Zur Beziehung zwischen Stefan George und Ida Coblentz. In: *Euphorion* 102, 2008, S. 205–239, hier S. 221.

<sup>27</sup> Zur noch wenig erforschten kommunikativen Bedeutung von Briefgedichten, Gedichten als Briefbeilagen und Erwähnungen von Gedichten in Briefen vgl. den innovativen Beitrag von Dieter Burdorf (*Lyrische Korrespondenzen. Überlegungen zum Verhältnis von Brief und Gedicht in der Moderne*) in diesem Jahrbuch, S. 21.

<sup>28</sup> Vgl. Verf./ Jörg Paulus (Hg.): *SchreibLust. Der Liebesbrief im 18. und 19. Jahrhundert*, Berlin – Boston 2013.

<sup>29</sup> Stefan George/Ida Coblentz: *Briefwechsel*. Hg. von Georg Peter Landmann und Elisabeth Höpker-Herberg, Stuttgart 1985, S. 54.

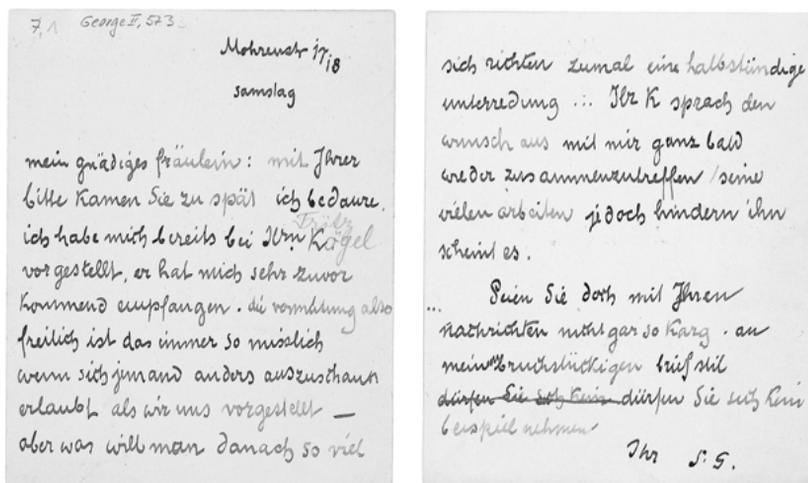


Abb. 2: Stefan George an Ida Coblenz, 02.07.1892 (StGA: George II, 573).

gestrichene, noch gut lesbare Zeile am Ende eher den Eindruck einer hastig hingeworfenen Nachricht, die in der dringlichen Bitte um einen intensiveren Briefverkehr mündet. Dass diese Bitte der eigentliche Anlass für Georges Brief ist, unterstreicht die Beilegung des gesonderten Briefblattes, auf dem der wohl als Konkurrent und Nebenbuhler um die Gunst von Ida Coblenz empfundene Fritz Kögel formal aus dem Briefgespräch hinausgewiesen und durch wenig schmeichelnde Beschreibungen seines äußeren Auftretens der Lächerlichkeit preisgegeben wird (vgl. Abb. 2).<sup>50</sup>

<sup>50</sup> Ida Coblenz hatte Anfang Mai 1892 eine Korrespondenz mit Kögel über dessen im gleichen Jahr erschienene ‚Vox humana. Auch ein Beichtbuch‘ begonnen, das sie in den folgenden Jahren zu ihren Lieblingsbüchern zählte. Sie identifizierte sich mit ‚Miss Catherine Grant‘, der Titelfigur eines Kapitels in ‚Vox humana‘, mit der Kögel an ein damals berühmtes Gemälde von Hubert Herkomer mit psychologischen Betrachtungen anknüpfte, um den „Typus des modernen Überweibes zu kennzeichnen“. Später ließ sie sich als Miss Catherine verkleiden fotografieren und schickte Kögel im September 1893 einen Abzug der Fotografie. Auch in dem Konflikt mit ihrem Vater wegen einer von ihm nicht befürworteten Heiratsabsicht ließ sie sich von Kögel beraten. Aus vorliegendem Brief lässt sich schließen, dass sie George von Kögels Lust erzählt hat, sich mit unterschiedlicher Kleidung maskiert und unerkannt unter die Menge zu mischen. Vgl. die Anmerkungen der Herausgeber in: George/Coblenz, Briefwechsel

So selbstbewusst Ida Coblenz sich als die „erste Georgianerin“ bezeichnet und ihre Freundschaft zu George rückblickend in ein für sie günstiges Licht rückt, so unmissverständlich setzt ihre Briefsprache dem Werben Georges immer wieder Grenzen. Die Rollenzuschreibung der Schülerin und die Erhebung zur Muse und Seelenverwandten nimmt sie auf kongeniale Weise entgegen, seine erotisch anspielungsreichen Liebesbekundungen finden bei ihr jedoch kein Echo. George hofiert sie in zahlreichen Gedichten, die elementarer Bestandteil ihres Brief- und Liebesgesprächs sind, auch wenn sie kein unmittelbares Erleben festhalten.<sup>51</sup> Das Gefühl müsse, so belehrt George die Freundin einmal, in der Kunst erst absinken, abklingen, bis es als Bild, Klang, Rhythmus wieder aufsteige<sup>52</sup> – ein ästhetisches Programm, das auch dem aus dem 1895 im Verlag der ‚Blätter für die Kunst‘ erschienenen, drei Zyklen umfassenden Band ‚Bücher der Hirten- und Preisgedichte, der Sagen und Sänge und der Hängenden Gärten‘ zugrunde liegt. Dieser Band enthält zahlreiche Gedichte, die als Liebesbriefe an Ida Coblenz zu verstehen sind. Mehr noch: Das gesamte Werk steht im Zeichen einer unbewältigten Verstörung, der wiederholten Erfahrung von Abgeschiedenheit und Vereinsamung, der Aufnahme und Auflösung von menschlichen Beziehungen.<sup>53</sup> Es bringt in literarischer Einkleidung und historischer Maskierung zum Ausdruck, was George im Brief so keinesfalls sagen will und kann.

---

(Anm. 29), S. 85–87. Vgl. dazu auch: Elisabeth Höpker-Herberg: Ida Coblenz. Zeugnisse zu ihrem George-Erlebnis. In: Ute Oelmann/Ulrich Raulff (Hg.): Frauen um Stefan George, Göttingen 2010 (= Castrum Peregrini. Neue Folge. Bd. 3, S. 85–105, hier S. 89.

<sup>51</sup> Vgl. dazu auch Viering, Nicht aus Eitelkeit (Anm. 26), S. 225: „[...] vielmehr sind auch diese Gedichte Rollengedichte, das Ergebnis immer neu variiertes Selbststilisierungen, denen die Stilisierungen des Gegenübers entsprechen. Wenn Ida Coblenz das Liebeswerben Georges tatsächlich gar nicht wahrgenommen hat, dann deshalb, weil sie sich an dieses Rollenspiel hielt, in diesem Rollenspiel selbst so gefangen war, dass sie die Wirklichkeit gar nicht an sich heranließ.“

<sup>52</sup> Vgl. den Brief vom 26. Juni 1895. In: George/Coblenz, Briefwechsel (Anm. 29), S. 52.

<sup>53</sup> Vgl. Maurizio Pirro: Die Bücher der Hirten- und Preisgedichte der Sagen und Sänge und der Hängenden Gärten (SW III). In: Achim Aurnhammer/Wolfgang Braungart/Stefan Breuer/Ute Oelmann (Hg.): Stefan George und sein Kreis. Ein Handbuch, Bd. 1, Berlin – Boston 2012, S. 122–136, hier S. 130.

In den Coblenz handschriftlich gewidmeten Gedichten aus dem ‚Buch der hängenden Gärten‘, die als Platzhalter der fehlenden Liebesrede in den Briefen fungieren, wirbt das lyrische Ich nach dem Rollenmuster der hohen Minne um Zuneigung und Hingabe. Der beklemmende Wechsel zwischen „Angst und hoffen“, das „ungestüme[] sehnen“, die Abwesenheit von „rast und schlaf“, die sexuelle Begierde nach dem „leib“ der Geliebten, die „qual“ – hier kann dies alles ausgesprochen werden, wobei zu konstatieren bleibt, dass George sich in diesen Liebesgedichten meines Erachtens nicht auf der Höhe seines lyrischen Könnens bewegt. Georges ästhetische Programmatik und Gundolfs kongeniale und bestechende Deutung der Dichtung<sup>54</sup> vermögen trotz Rollenrede und strenger Form nicht darüber hinwegzutäuschen, dass sich in den sprachlichen Bildern eine Erregung mitteilt, die auch an dem unruhigen Schriftbild sichtbar wird (vgl. Abb. 5).

Ida Coblenz hat die meisten der ab dem Winter 1892 niedergeschriebenen Gedichte als Erste kennengelernt, sie im persönlichen Umgang und in ihren Briefen kongenial kommentiert. 1893 entsteht das ihr handschriftlich gewidmete Gedicht ‚Zieh mit mir geliebtes Kind‘, das, neben den ihr gleichfalls gewidmeten Gedichten ‚Blume‘, ‚Rückkehr‘, ‚Entführung‘ später ins ‚Jahr der Seele‘ aufgenommen wird. Vermutlich hat Coblenz diese Gedichte auch handschriftlich besessen.<sup>55</sup> George erwähnt im Spätsommer 1895 in einem Brief an die Freundin erstmals den Plan zu dem 1897 in den ‚Blättern für die Kunst‘ erscheinenden Band ‚Das Jahr der Seele‘. In ihm kündigt er der mittlerweile Verheirateten eine Lebenswende an, die er an einer neuen Werkausgabe in drei Bänden sichtbar zu machen gedenkt.<sup>56</sup> Der dritte Band, aus dem, wie er

<sup>54</sup> Vgl. Friedrich Gundolf: George. Erstdruck Berlin 1920. Hier in der erweiterten Auflage von 1950. Vollständige Neuausgabe. Hrsg. von Karl-Maria Guth, Berlin 2015, S. 105–124.

<sup>55</sup> Diese Funktion der Gedichte als Liebesbriefe sollte man nicht unbeachtet lassen. Zumindest erscheint eine davon gänzlich absehende Deutung des ‚Jahrs der Seele‘, also eine rigorose Trennung von Leben und Werk, ebenso fragwürdig, wie es deren unreflektierte Synthese wäre. Insofern kann ich Ernst Osterkampfs These, dass George in diesen Gedichten „auf vollendete Weise die Auslöschung von Weiblichkeit gelinge“ und „Ida Coblenz in ihnen vollständig getilgt“ sei, nicht zustimmen. Ders., Frauen im Werk Stefan Georges (Anm. 30), S. 13–37, hier S. 30.

<sup>56</sup> Das Werk wurde in dieser Gliederung erst 1898 veröffentlicht, mit der Jahreszahl 1899, das ‚Jahr der Seele‘ privat im Verlag der Blätter Ende 1897.

George I, 0305

Und weinen dass die bilder immer fliehen  
 Die in schöner finsternis gediehen,  
 Wann der kalte klare morgen droht.

\*

Angst und hoffen wechselnd mich beklemmen,  
 Meine worte sich in seufzer dehnen,  
 Mich bedrängt so ungestümes schmerz  
 Dass ich mich an rast und schlaf nicht kehre,  
 Dass mein lager tränen schwämmen,  
 Dass ich jede freunde von mir wehre,  
 Dass ich keines freundes trost begehre.

\*

Wenn ich heut nicht deinen lieb berühre  
 Wird der faden meiner seele reissen  
 Wie zu sehr gespannte sehne.  
 Liebe zeichen seien trauerflöre  
 Mir du leidest seit ich dir gehöre,  
 Richte ob mir solche qual  $\neq$  gebühre,  
 kühlung sprengte mir dem feberheissen  
 Der ich wankend draussen lehne.

\*

Sprung ist uns das glück und sporade.  
 Was vermocht ein kurzer kuss?  
 Eines regentropfens guss  
 Auf goengster bleicher öde  
 Die ihn ungenossen schlingt,  
 Neue labung missen muss  
 Und vor neuen glutten springt.

\*

III

Abb. 3: Werkhandschrift „Die Bücher der Hirten- und Preisgedichte...“ (H16)  
 (StGA: George I, 0305)

schreibt, „bereits einige stücke Ihnen zugeeignet sind“,<sup>37</sup> soll ihre Widmung tragen. Das dafür vorgesehene, handschriftlich verfasste Widmungsgedicht liegt dem Brief in sorgfältiger Schönschrift bei. Im Unterschied zu dem zitierten Gedicht aus den ‚Hängenden Gärten‘ weist Georges Handschrift hier ein unerregtes Gleichmaß der Zeilen auf (vgl. Abb. 4).

Doch die von Coblenz freudig begrüßte Widmungsabsicht wird nicht erfüllt werden,<sup>38</sup> da es noch vor der Publikation zum Zerwürfnis kommt und George die Beziehung im November 1896 unwiderruflich abbricht. Idas Umgang mit Richard Dehmel, dessen Dichtung George verachtet und dessen Anwesenheit im Haus der Freundin er möglicherweise als Affront empfindet, mag diesen Bruch mit herbeigeführt haben.<sup>39</sup> Es fällt indes auf, dass das Briefgespräch schon weitaus früher, nämlich nach Coblenz’ erster Heirat Störungen erfährt. Das wechselseitige Rollenspiel im Dienst der Kunst wird zunehmend schwerer, die wechselseitige Wahrnehmung im Resonanzraum von Selbstaurisierung und Selbstbe Spiegelung gelingt nicht mehr. Mehrfach versucht Coblenz die Beziehung auf das wiederholt zwischen ihnen zur Sprache gebrachte Bruder-Schwester-Verhältnis festzuschreiben, bis diese epistolare Strategie in einem dramatischen Offenbarungsbrief endgültig scheitert. Alle Schranken niederreißend, begeht sie den Fehler, George auf eine Weise zum intimen Vertrauten des Unglücks ihrer Ehe machen zu wollen, die den Angesprochenen als Mitschuldigen ihrer Missheirat erscheinen lässt:

Sie kannten mich doch, ich hatte Ihnen mich gezeigt, wie vielleicht, nein, gewiß keinem Andern. Warum nahmen Sie mich nicht bei der Hand und sagten: ‚Das kannst Du nicht tragen. Der Schlamm wird über Dir zusammen schlagen und über Deinen Lilien.‘ [...] Ich ersticke, ersticke im Schlamm. Es giebt für dieses Grauen, für dieses Gräßliche keine Worte, keine Farben, keine Töne. Es ist dafür nur völlige Verzweiflung, Entsetzen bis zum Wahnsinn, Wahnsinn.<sup>40</sup>

<sup>37</sup> Brief von Anfang September 1895. In: George / Coblenz, Briefwechsel (Anm. 29), S. 59.

<sup>38</sup> Das Gedicht erscheint mit leichten Abwandlungen 1896 in den ‚Blättern für die Kunst‘ III 4.

<sup>39</sup> Über das bewegte Kunst- und Liebesleben von Ida Coblenz-Auerbach-Dehmel informiert anregend und detailliert die lesenswerte Biografie von Matthias Wegner: *Aber die Liebe. Der Lebenstraum der Ida Dehmel*, München 2000; vgl. dazu auch: Kai Kauffmann: *Seelenfreundin und Dichtermuse. Ida Coblenz*. In: Ders.: *Stefan George. Eine Biografie*, Göttingen 2014, S. 57–64.

<sup>40</sup> Brief vom 16. Juli 1895. In: George / Coblenz, Briefwechsel (Anm. 29), S. 54.

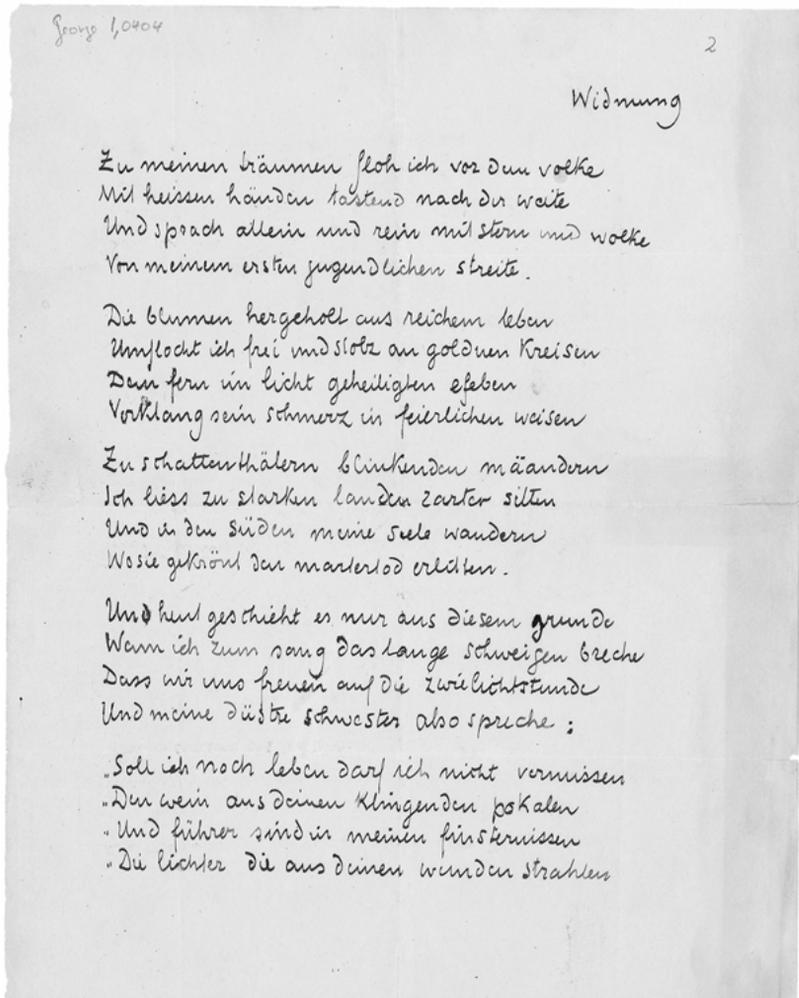


Abb. 4: Werkhandschrift „Widmung“ (zu ‚Das Jahr der Seele‘, H10)  
 (StGA: George I, 0404)